

Leaf Arbuthnot  
WARTEN AUF ELIZA



Leaf Arbuthnot

**WARTEN  
AUF  
ELIZA**

Roman

Aus dem Englischen  
von Christiane Burkhardt

**DIANA**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Copyright © 2020 by Leaf Arbuthnot

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel

*Looking for Eliza* bei Trapeze/Orion Publishing Group, London.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

by Diana Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Lisa Scheiber

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/Mark Owen; © shutterstock/greenga;

MyStocks/Shutterstock.com

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-36081-5

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Für Emma und James,  
in Liebe*



# 1

**SCHON BEIM BETRETEN** des Supermarkts an der Iffley Road wusste Ada, dass seit ihrem letzten Einkauf etwas Ungutes passiert war. Hatte man die Gänge um zehn Zentimeter nach links versetzt? Hatte irgendein überehrgeiziger Filialmanager ganz hinten eine Feinkosttheke eingerichtet, wodurch alles andere plötzlich so zusammengequetscht war? In der Brotabteilung, gleich neben den Blumen, griff sie nach einem Roggenlaib, um dann misstrauisch in den Gang mit dem Obst einzubiegen.

Etwas war eindeutig anders als sonst. Ihr fiel wieder ein, wie sie vor vielen Jahren mit Michael in einem Erdbebensimulator gewesen war, in irgendeinem Londoner Museum. In dessen zweitem Stock befand sich ein nachgebauter Gemüseladen mit Einkaufswagen und jeder Menge Müslikartonattrappen. Alle paar Minuten begann das ganze Ding furchtbar zu wackeln, um den Besuchern einen Eindruck davon zu vermitteln, wie sich ein Erdbeben so anfühlt. Ada hatte den Simulator eher langweilig gefunden, doch Michael war ganz begeistert davon gewesen und lange dortgeblieben, um mit Siebenjährigen um die Wette zu grinsen, sobald das Beben begann. Im Moment hatte sie das Gefühl, auch dieser Laden könnte jederzeit anfangen zu beben, die Konserven drohten ihr förmlich entgegenzuspringen. Nur dass diesmal kein Michael dabei war, der sich über die Erdbebenstöße hätte amüsieren können. Ada straffte die Schultern und versuchte herauszufinden, was genau anders war. Am Ende des Ganges, dort, wo die Braeburn-

Äpfel Frühlingszwiebeln und Lauch wichen – ein jedes Gemüse gleichermaßen einsam in seiner Einzelverpackung –, erkannte sie endlich, was passiert war.

Am Ausgang des Ladens – dort, wo sich Ada normalerweise mit ihrem Korb neben den Kaugummis und Schokoriegeln anstellte und sich fragte, ob heute wohl Adul oder Fatima an der Kasse saß, vielleicht sogar Kim (hoffentlich nicht!) – standen sechs riesige Maschinen.

Sie sahen aus wie gestauchte Geldautomaten. Es handelte sich um SB-Kassen, eine brandneue Errungenschaft des 21. Jahrhunderts. Aus ihren Bäuchen kamen Laserstrahlen zum Einscannen der Barcodes, die an dämonische Augen erinnerten.

Ada erstarrte. Die menschlichen Kassierer waren also ersetzt worden. Von Adul fehlte jede Spur, auch Fatima war nirgendwo zu sehen. Dafür war Kim da, sie stand neben der letzten SB-Kasse. So mürrisch hatte Ada sie noch nie erlebt. Wenn sich die Zeit zu Hause hinzog wie Kaugummi und das unheilvolle Ticken der Wohnzimmeruhr fast mit Händen zu greifen war, lenkte sich Ada gern damit ab, dass sie sich über die extreme Übellaunigkeit von Kim aus dem Supermarkt Gedanken machte. Die drahtige Dreißigjährige mit der verlässlichen Pickelkonstellation im Gesicht hatte Ada einst bei einer seltenen Zweiminutenbeichte anvertraut, dass sie mit ihrer Mutter direkt über dem Laden wohne. So könne sie sich in den Pausen zu Hause aufs Bett legen und in voller Lautstärke Nirvana hören. Doch jetzt wirkte Kim richtig niedergeschlagen. Sie war wie gelähmt, genau wie Ada, startete ins Leere und hatte das Ende eines ihrer Zöpfe in den Mund genommen. Nur ihre Lippen bewegten sich, massierten gedankenverloren das dazwischen befindliche Haar, wobei sie immer mehr davon in den Mund nahm wie ein Kamel, das Gras frisst.

Ada begriff sofort, worin Kims toller neuer Job bestand, nämlich darin, die Kunden zum richtigen Scanner zu lotsen; die Aus-



weise der Schüler zu kontrollieren, die an Freitagabenden den Laden stürmten, um Chips und Erdbeersekt zu kaufen; im Notfall ihren Mitarbeitercode einzugeben und stoisch die Waren neu einzuscannen, die Kunden falsch eingescannt hatten. Darauf zu achten, dass niemand die selbst abzuwiegenden Pistazien (teuer!) als selbst abzuwiegende Erdnüsse ausgab (längst nicht so teuer, aber dafür leider viel zu salzig). Kim war gezwungen, stumm zuzuschauen, wie das grüne Licht der Maschinen rätselhaft blinkte, und darauf zu warten, dass etwas schiefging. Wenn sie Glück hatte, verging die Zeit wie im Flug.

Ada spürte eine Bewegung hinter sich und merkte, dass sie mit ihrem Roggenlaib neben den Zeitschriften stand und allen den Weg versperrte. Sofort trat sie beiseite.

Eine junge Frau mit pinkfarbenem Haar und einer zerrissenen Jeans schob sich an ihr vorbei, Tee und eine Packung Hefebrötchen im Arm. Die neuen Kassen schienen sie nicht weiter zu beeindrucken. Sie ging zur nächstliegenden und scannte ihre Sachen ein, wobei sie kurz vor Schluss noch ein Twix dazulegte. Dann schien sie es sich anders zu überlegen und räumte das Twix zurück. Sie nahm weder Ada noch Kim wahr, die von einem Bein aufs andere trat und gerade den zweiten Zopf einsaugte. Die junge Frau griff nach ihrer Quittung und verstaute sie sorgfältig im Geldbeutel. Dann eilte sie zum Ausgang und ließ Ada fassungslos zurück, die ebenso wütend wie neidisch auf so viel Ungehrtheit war.

Sie merkte, dass sie trödelte, und ahnte, wie melodramatisch ihr Verhalten war. So lief das heute nun mal, sie war einfach bloß alt und tat sich schwer, Schritt zu halten. Wie das eben so ist, als ältere, allein lebende Frau. Sie spielte ihre Rolle so gut, dass sie eigentlich stolz auf sich hätte sein müssen. Diese Maschinen waren die Zukunft: Sie waren praktisch und effizient, würden die Schlangen verkürzen, die die Gänge verstopften und die Kunden

zwangen, einander zu umkreisen wie arthritische Tänzer. Wäre Michael jetzt hier, hätte er seine Frau ermutigt, die SB-Kassen positiv zu sehen, ja ein Spiel daraus zu machen: Dann hätten sie so viele Zitronen als Limetten ausgewiesen, dass Kim gezwungen gewesen wäre, zu ihnen zu kommen, um sie zu korrigieren. Sie hätten Farbenblindheit und Tattrigkeit vorgetäuscht, die man ihnen gnädig verziehen hätte.

Als sie später bei zugezogenen Vorhängen in ihrem Bett in der Swinburne Road lag und zusah, wie hinter ihren Lidern beunruhigende Flecken aufflammten, begriff Ada, dass es eine Kombination aus zwei Dingen gewesen war, die sie so verstört hatte: einerseits die neuen Maschinen, die eine noch brutalere Isolation bedeuteten, weniger Gelegenheiten für ein kurzes Gespräch, stattdessen dieses ständige Summen und Brummen von Robotern im Hintergrund, die den Menschen zunehmend verdrängten. Andererseits die Lücke, die Michael hinterlassen hatte, die Tatsache, dass er nicht dabei gewesen war, um der Installation der Maschinen etwas Positives abzugewinnen. Ada war gar nicht klar gewesen, wie wichtig die täglichen Einkäufe in der Iffley Road für sie waren, mit denen sie ihren Hunger nach Menschen stillte: Fatimas leises Lachen angesichts der extremen Vorhersehbarkeit von Adas Einkäufen (Milch, Roggenbrot, Thunfisch, Eier); Aduls unverständliches Fußballgebrabbel (er war ein Fan von West oder East Ham); die anderen, weniger freundlichen Verkäufer, die Ada nicht mit Namen kannte, die ihr aber trotzdem immer ein, zwei Bemerkungen zuwarfen, an denen sie sich bis zum Mittagessen festhalten konnte. Und nie mehr würde Michael bei ihr sein, um die Vorteile dieser Veränderungen zu erkennen beziehungsweise sie von ihrer komischen Seite zu sehen – oder aber wütend auf die damit einhergehenden Kündigungen zu sein, was, jetzt, wo sie darüber nachdachte, schließlich genauso gut sein konnte: wütend darauf, dass Fatima und Adul überflüssig gemacht wurden, ja, dass

solche Maschinen sogar schon bis in ihr bürgerliches Viertel von Oxford vordrangen. Wut war besser als dumpfe Niedergeschlagenheit, merkte sie, während sie in der Swinburne Road auf dem Bett lag ... nachdem sie noch im Laden neben den Zeitschriften in Tränen ausgebrochen war und es geschafft hatte, sogar Kim aus ihrer Trance zu reißen.

Für beide war es das Ereignis des Tages gewesen: Ada begann zu weinen, woraufhin Kim ihre türkisfarbenen Zöpfe aus dem Mund nahm. Sie ging zu Ada und zog die in sich zusammengesunkene Frau vorsichtig hoch. Gelassen begleitete sie Ada hinaus, so als wären solche Zusammenbrüche die Regel. Neben der Straßenlaterne, an die ein blaues Rad gekettet war, blieben sie stehen. Sie schwiegen eine Weile und plauderten anschließend kurz, umarmten sich vorsichtig. Kim meinte, sie müsse jetzt wieder rein, woraufhin Ada nickte und ging. Völlig verlegen und mit hochrotem Kopf trat sie den dreiminütigen Heimweg in die Swinburne Road an. Sie schloss ihre gelbe Haustür auf und ging durch das ausgestorbene Haus nach oben ins Schlafzimmer, lauschte auf die Stille der angrenzenden Zimmer, die klang, als ob sogar noch die Wände mit Teppich verkleidet wären.



## 2

### »SWINBURNE ROAD?«

»Ja.«

»Wo ist die gleich wieder?«

»Bei der Iffley.«

»Neben dem Fish-and-Chips-Laden?«

»Fast. Näher beim Supermarkt.«

Eliza schrie. Sie konnte sich nicht mehr an den Namen der Bar erinnern, in der sie gelandet war, aber sie gefiel ihr. Sie war düster und laut, außerdem hatte keiner der Drinks feste Preise. Stattdessen wurde man vom Besitzer gründlich gemustert, der dann anhand von Auftreten, Klamotten und Akzent beurteilte, wie viel man für seinen Whisky, oder was auch immer man trank, ausgeben konnte, und einen Preis nannte. Die meisten Oxford-Studenten – reiche Leute aus Südengland, die ihren Wohlstand trotz ihrer Oxfam-Jacken nicht verbergen konnten – zahlten ziemlich viel, auch weil der Besitzer sie fernhalten wollte und einheimische Kundschaft bevorzugte. Aber Eliza hatte schon vor langer Zeit lernen müssen, dass man ihr ihre prekären Finanzen ansah. Vielleicht lag es an ihrem Gesicht oder ihrer Frisur – ein pinkfarbener Bob, den sie sich – unter Zuhilfenahme ihrer Handykamera für die Nackenlinie – selbst geschnitten hatte. Ihr Akzent trug bestimmt auch das Seine dazu bei; keiner hier ging bei Leuten aus dem Norden davon aus, dass sie Geld hatten. Bisher hatte sie jedenfalls zwei Pfund pro Drink bezahlt, und die Oliven waren

gratis gewesen, während die junge Frau, der Eliza gerade ihre Adresse zurief, ganze sechs Mäuse für einen Wodka Tonic hingellegt hatte.

Eliza war jetzt seit fünf Tagen in Oxford und versuchte, sich ins hiesige Leben zu stürzen. Es war Erstsemesterwoche, und sie waren überall – haufenweise Kinder, die hinter älteren Kommilitonen durch die Stadt liefen. Diese hatten sich freundlicherweise bereit erklärt, sie zu irgendeinem Inder oder Club mitzunehmen. Eliza war fünfundzwanzig, hatte sich aber immer noch nicht daran gewöhnt, als nicht mehr ganz jung durchzugehen. Sie staunte selbst, wie sehr ihr die runden Gesichter der Erstsemester auffielen, ihre sichtliche Nervosität. Bei ihrem Studienbeginn in Bath, 2009 – hatte sie da auch so pausbäckig, so niedlich ausgesehen?

Im Vergleich dazu war der Beginn einer Promotion keine große Sache. Trotzdem ging Eliza immer noch sooft aus wie möglich, ignorierte den Widerwillen dagegen, der jeden Abend in ihr aufstieg, das Wissen, dass sie einen deutlich schöneren Abend haben würde, wenn sie einfach bloß im Bett blieb. Und jetzt stand sie hier mit Nat, einer Bachelorstudentin, die sie gerade mal seit drei Stunden kannte, aber trotzdem schon geküsst hatte. Sie waren im Raucherbereich des Cellar ins Gespräch gekommen; Nat war total beschwipst, hübsch und schien Eliza witzig zu finden. Nachdem sie vier Zigaretten Kette geraucht hatten, die allesamt aus der Schachtel in Nats Rucksack stammten, hatten sie beschlossen, noch woanders hinzugehen. Nat zahlte das Taxi. Eliza war froh, weil sie pleite war. Sie knutschten auf dem Rücksitz wie in einer schlechten Fernsehserie und schmiegen sich vor dem Eingang der Bar aneinander. Nat griff Eliza mit großer Geste an den Po und brachte sie zum Lachen. Jetzt hockten sie in einer Nische am Fenster, und ihre Finger streiften sich ständig. Eliza fand, ihre rauen, geröteten Hände wirkten männlich im Vergleich zu Nats kühlen, weichen, hellbraunen, die in

silberfarbenen Nägeln ausliefen, als hätte sie diese in geschmolzene Halsketten getaucht.

»Ich wohne eher Richtung Summertown«, schrie Nat gegen die Musik an. »Ich lebe noch bei meinen Eltern.«

»Schön«, erwiderte Eliza genauso laut. »Ich kenne ein paar Kommilitonen, die dort wohnen, aber die Mieten sind abartig, deshalb hab ich's gelassen.«

»Ja, die Mieten sind abartig.«

»Da, wo ich jetzt bin, ist es okay.«

»Wirklich?«

»Hmhm. Ich bin die einzige Mieterin – das ganze Gebäude wird gerade saniert, ich glaube, weil Asbest gefunden wurde. Es wird entkernt. Nur nicht mein Zimmer. Ich soll dafür sorgen, dass keine Hausbesetzer reinkommen.«

»Gefällt es dir?«

»Ja, das passt schon. Und bis ins Zentrum ist es auch nicht weit.«

Sie führte Nats Finger an ihren Mund und knabberte zärtlich daran. Sie schmeckten salzig.

»Wecken dich die Bauarbeiter nicht ständig auf?«, fragte Nat.

»Manchmal«, gestand Eliza. »Ich versuch, ab acht weg zu sein.« Sie überlegte, ob sie noch hinzufügen sollte, dass es kein heißes Wasser gab. Dass sie im Fitnessraum der Universität duschte, zusammen mit der Polomannschaft, wenn die vom Training kam. Dass das Bewohnen eines Hauses, das mehr oder weniger eine einzige Baustelle war, bedeutete, mit tonnenweise Staub zu leben, und dass sie dazu übergegangen war, ihr schmales Bett in eine Abdeckplane zu hüllen, die sie ein paar Häuser weiter an einem Audi gefunden hatte. Auf diese Weise verhinderte sie, dass der Schmutz in ihr Kissen und ihre Decke eindrang. Dass sie jeden Morgen mit Halskratzen aufwachte und erst mal eine heiße Zitrone trinken musste, um es wieder loszuwerden. Aber sie wollte Nat nicht vergraulen, außerdem war sie froh, dass sie so wenig

Miete zahlen musste, und stolz darauf, wie sie das Zimmer gefunden hatte: Nick, ein einheimischer Projektentwickler, der durch den Oxforder Immobilienboom reich geworden war, hatte das Zimmer auf irgendeiner Facebook-Seite inseriert gehabt – eindeutig in der Hoffnung, dass die Behörden die Anzeige dort nicht entdecken würden. Eliza hatte sie gesehen und sofort angerufen, fünf Minuten später hatte sie das Zimmer.

»Meine Güte!«, brüllte Nat. »So früh? Um acht schlaf ich noch.«

Eliza grinste und zuckte nur mit den Schultern. Sie überlegte, so was wie »Der frühe Vogel fängt den Wurm« zu sagen, merkte aber gerade noch rechtzeitig, dass das wenig originell war, und schwieg. Nat begann damit, ihr über den kleinen Tisch hinweg den Nacken zu massieren. Aufgrund ihrer Sitzposition war es etwas umständlich, aber es fühlte sich gut an, was Eliza ihr auch sagte.

»Du promovierst, oder? In Italienischer Literatur?«, fragte Nat.

»Ja, ich hab gerade damit angefangen. Aus irgendeinem Grund heißt es nicht PhD, sondern DPhil. Aber es stimmt schon, ich bin eine von diesen gruseligen Doktorandinnen.«

Nat stieß einen gespielten Entsetzensschrei aus.

Sie lachten. Die Kluft zwischen Bachelor- und Promotionsstudenten war einfach riesig: Für Erstere waren die Promotions- und Masterstudenten Nerds mit fettigen Haaren, die sich von Linsenauflauf und Biowein ernährten und jeden Stadtrat kannten. Letztere hingegen hatten nichts als Mitleid mit den beschränkten Bachelorstudenten: wegen ihrer Cliquenbildung, ihrer Schulden, ihrer lahmen Sportclubs, ihrer lächerlichen Studienpläne und weil sie sich so selten aus ihren Kreisen hinauswagten, um das echte Oxford, seine Geschichte, seine Politik und seine weniger fotogenen Ecken kennenzulernen.

Doch Sex war ein großer Gleichmacher, *der* Schmierstoff, was die Verbrüderung zwischen Bachelor- und Promotionsstudenten



anbelangte. Für einen Bachelorstudenten war es zum Beispiel durchaus akzeptabel, beim Ausgehen einen Promotionsstudenten aufzureißen, umgekehrt galt dasselbe. Es wurde sogar gern gesehen und galt als Zeichen von Offenheit. Hätte ein dreißigjähriger Physikforscher eine Erstsemesterstudentin angemacht, die noch von nichts eine Ahnung hat, wäre das vielleicht seltsam gewesen, aber Nat war kein Erstsemester, außerdem besaßen solche Codes in der queeren Community keine Gültigkeit, da sah man beim Alter nicht so genau hin, es spielte eine deutlich geringere Rolle.

»Und worüber promovierst du genau?«, fragte Nat. »Warte, das erzählst du mir, wenn ich vom Klo zurück bin.«

Sie stand auf und taumelte Richtung Toilette, schob ihre schlanke Figur zwischen den Leuten hindurch, die sich an der Bar drängten. Eliza verlor sie aus den Augen. Sie drehte sich um und warf einen Blick auf die Straße. Eine Laterne leuchtete weiß in der Dunkelheit. Sie ließ den Drink in ihrem Glas kreisen. Die Eiswürfel klirrten. Sie beschloss, dass sie aussah wie eine Frau auf einem Edward-Hopper-Gemälde. Ihr Rücken war gerade, ihre Miene undurchdringlich und ihre Figur in dem schwarzen Shiftkleid kaum zu erkennen. »Es gibt nichts, was ich nicht schon erlebt habe«, sagte Eliza mit einem amerikanischen Akzent leise vor sich hin. Gleich würde Nat mit zu ihr kommen wollen, bei Nat war es weniger ideal, weil sie noch bei den Eltern wohnte. Eliza stellte sich vor, wie sie ihre Zimmertür öffnen würde, während Nat dicht hinter ihr stehen und ihr den Nacken oder das Ohrfläppchen massieren würde. Seit Ruby hatte Eliza mit niemandem mehr geschlafen. Obwohl anderthalb Jahre vergangen waren, wusste sie nicht recht, ob sie schon so weit war. Vielleicht fühlte sie sich aber auch nur von Zeitschriften und Fernsehsendungen zu der Frage genötigt, ob sie schon bereit für Sex war. Egal, Nat und sie würden in ihr Zimmer schlüpfen. Sie würden dann noch betrunkenere sein

und auf dem Bürgersteig geknutscht haben. Eliza würde auf die Pläne über ihrem Bett zeigen, sich für den Sägemehlgeruch, die ungespülten Becher, die Elektroheizung und für das eine Fenster, das mit Pappe vernagelt war, entschuldigen. Nat würde sagen, dass ihr das nichts ausmache, und so etwas hinzufügen, wie dass ihr Elizas Bücher gefielen. Daraufhin würden sie weiterknutschen, versuchen, einander ihre erotische Bandbreite und ihr Verlangen zu beweisen, mal sanfter, mal brutaler – diesmal vielleicht an die Zimmertür gepresst.

Nein, nein, nicht heute Abend. Eliza stand auf. Energisch stellte sie ihr Glas zurück auf den Tisch, wo es einen glänzenden Ring auf dem Holz hinterlassen würde. Sie zog ihren Anorak an, steckte sich eine letzte Olive in den Mund und bahnte sich den Weg zur Tür.

### 3

**DIE SWINBURNE ROAD** war eine Art Stolperfalle von Iffley im Süden von Oxford, das sich an die Altstadt schmiegte und der ganzen Region ihren Namen gab. Die meisten Einwohner kannten die Straße nicht. Sogar solche, die in Oxford aufgewachsen waren und die Stadt nie verlassen hatten, taten sich schwer, sie richtig einzuordnen. Sie runzelten die Stirn, wenn Ada sagte, sie wohne dort, zogen die Brauen zusammen, als würde ihnen die Rente gestrichen, wenn sie die Koordinaten der Straße nicht korrekt benennen konnten ... nur um sich dann letztlich doch geschlagen zu geben. Jeder kannte die Straßen, die von ihr abgingen – Fairacres und Donny Bridge, aber eben nicht die Swinburne Road.

Das lag auch an ihrem Verlauf, der aussah wie ein schlampiges »L«, mit einer Art halbmondförmigem Fortsatz, der die Zufahrt versteckte. Auch ihre unscheinbaren Häuser waren dafür verantwortlich, keine romantischen Ziegelbauten wie in den vornehmen Straßen Iffleys, sondern eine Mischung aus weißen und beige Doppelhaushälften, wie man sie in jeder spießigen Vorstadt findet. Bäume gab es kaum. Die Straßenlaternen waren einst sehenswert gewesen: Nach Sonnenuntergang hatten sie ausgesehen wie glühende Kohlen und die Straße in goldenes Licht getaucht. Doch dann hatte die Stadt die warmen Glühbirnen durch grellweiße ersetzt, sodass ihr nächtlicher Zauber dahin war.

Aber es gab eindeutig schlimmere Viertel. In Fußweite lagen

mehrere Pubs, ein hervorragender Fish-and-Chips-Laden, ein Café und natürlich der Supermarkt, auch wenn sich Ada geschworen hatte, nie mehr dort einzukaufen. Wenige Tage nachdem sie an der Kasse in Tränen ausgebrochen war, zwang sie sich, ihn erneut zu betreten, um zu gucken, ob sie damit klarkam. Ihre Eltern hatten sie so erzogen, dass man nach einem Sturz vom Pferd gleich wieder aufsteigt. Aber es war einfach zu deprimierend. Kaum dass sie das Geschäft betreten hatte, eilte sie auch schon wieder hinaus und beschloss, von ihren Gefrierschrankschrankvorräten zu leben, bis sie eine bessere Bezugsquelle für ihre Lebensmittel gefunden hätte.

Als sie vor zehn Jahren mit ihrem Mann nach Oxford gezogen war, hatten sie sich über die Adresse nicht groß Gedanken gemacht. Sie waren aus beruflichen Gründen hergezogen – wegen Michaels Job –, und schon damals schrieb Ada den ganzen Tag Gedichte – etwas, das so schlecht bezahlt war, als würde sie gar nicht arbeiten. Die Entscheidung, seine Professur in Manchester gegen eine in Oxford einzutauschen, war Michael nicht schwergefallen: Mit Anfang sechzig hatte er längst nicht mehr damit gerechnet, einen Ruf von der berühmten Italienischen Fakultät zu bekommen. Anders als viele seiner Manchester-Kollegen hatte er nie davon geträumt, es eines Tages nach Oxbridge, auf eine der britischen Eliteuniversitäten, zu schaffen. Er war ein eher genügsamer Typ, der nicht dazu neigte, irgendwelchen Schnapsideen oder Flausen hinterherzujagen. Dennoch fehlte es ihm weder an Fantasie noch an Ehrgeiz noch an Abenteuerlust, und als der Ruf kam, reizte ihn die Herausforderung sehr wohl.

Ada hingegen überraschte es gar nicht, dass Oxford sich meldete. Michael war der Liebling der Literaturwissenschaften in Manchester. Er schrieb alle zwei Jahre ein Buch, und sämtliche Publikationen wurden in der Fachpresse gut besprochen. Er verteidigte in Radiosendungen die Bedeutung von Literatur- und Sprachwissenschaften. Seine Seminare über Berühmtheiten wie

D'Annunzio, Croce, Pirandello und Moravia bekamen von den Studenten die besten Bewertungen. Seine Vorlesungen waren überfüllt. Manchmal setzte sich auch Ada hinein, denn genau so hatten sie sich kennengelernt. Sie war vor vielen Jahren auf einem Vortrag in Exeter gewesen und hatte das Gefühl gehabt, er spräche nur zu ihr. Wenn sie sich in Manchester in seine Vorlesungen setzte, sah sie, wie die Studenten förmlich an seinen Lippen hingen und wie wild auf ihre Tastaturen einhackten, um sicherzustellen, dass seine Worte unverändert in die Annalen ihrer Textverarbeitungssysteme Einzug hielten. Doch Michaels Segen oder Fluch war es schon immer gewesen, dass er sich seiner Stärken nicht bewusst war. Er war mehr oder weniger taub dafür: Man hätte ihm das Lob nur so ins Gesicht schreien können, und es wäre trotzdem nicht bei ihm angekommen. Daher war er der Einzige, den der Ruf nach Oxford völlig überraschte.

Ada zog gerne mit um. Sie mochte Manchester, aber in Oxford würde es ihr bestimmt auch gefallen. Sie hatte nichts dagegen, ihr altes Leben und ihre Freunde aufzugeben. Die Bücher, die Kunst und das Geschirr kamen mit, während sie die Möbel, die sie für einen Apfel und ein Ei in Gebrauchtwarenhäusern erstanden hatten, zurückließen. Sie verkauften Ivy Cottage samt dem angebauten Stall und fanden das Haus in der Swinburne Road über irgendjemanden von der Portugiesischen Fakultät in Oxford, der gerade an der University of California, Los Angeles lehrte. Sie hatten das Glück, es sich anschauen zu können, bevor es offiziell auf den Markt kam. Ada verkaufte ihre Aktien, Michael plünderte seine Ersparnisse, und so machten sie es irgendwie möglich.

Am Tag nach dem Einzug gingen sie in die Eisenwarenhandlung in der Magdalen Road und kauften ein wenig Farbe. Es war Michael, der sie aussuchte. Ada holte von irgendwo zwei Schürzen hervor, woraufhin sie ihren ersten Nachmittag in Oxford damit verbrachten, ihre Haustür knallgelb anzustreichen. Es war ein

bedeckter, aber recht warmer Tag im August. Michael schaffte es, einen nierenförmigen Handballenabdruck neben dem Türklopper zu hinterlassen.

»Liebling!«, ermahnte ihn Ada sanft. Man konnte seine Hautrillen in der Farbe erkennen, ein matter Fleck an der ansonsten nass glänzenden Tür.

»Wenn ich einmal nicht mehr bin, wird er dich an mich erinnern«, erwiderte Michael. Ada verdrehte die Augen, verzichtete aber darauf, die Stelle zu übermalen. Den restlichen Nachmittag verbrachten sie im Garten, pflückten Kirschen von dem Baum, den all die Akademiker, die vor ihnen hier gewohnt hatten, am Leben erhalten hatten. Sein Stamm war von Brennesseln umwuchert. Ada schnitt sie zurück und legte die jungen Blätter für eine Suppe beiseite. An diesem Abend aßen und lasen sie im Wohnzimmer, umgeben von Umzugskartons wie von Tetris-Blöcken.

Jetzt lebte Ada allein in der Swinburne Road. Manchmal fiel ihr wieder ein, dass im Schrank unter der Treppe noch die Dose mit gelber Farbe stand, sie hatten sie nur zur Hälfte aufgebraucht. Nachdem sie die Tür fertig gestrichen hatten, hatte Ada vorgeschlagen, den Rest wegzuworfen: Für die Innenräume kam die Farbe nicht infrage, das würde bloß Augenkrebs auslösen. Aber Michael bestand darauf, sie aufzuheben, man könne damit schließlich noch die Bank unter dem Kirschbaum aufhübschen.

Dazu kam es natürlich nie, sodass die Dose in den Schrank wanderte, wo sie bis heute stand. Ada fragte sich manchmal, ob die Flüssigkeit darin zu einer Art radioaktivem Ziegelstein erstarrt war. Auch nach Michaels Tod hatte sie die Farbe nicht angerührt. Sie hatte Angst vor ihrem unverkennbaren Geruch, vor ihrer Fröhlichkeit.

In den Monaten danach, als Ada nicht mehr ganz so stark das Gefühl hatte, man würde ihr das Herz bei lebendigem Leib herausreißen, war sie fast stolz darauf, dass ihr Mann eines so gewöhn-

lichen Todes gestorben war. Am Küchentisch. An einem beliebigen Morgen im März 2014, die Zeitung mit einem kniffligen, halb gelösten Sudoku vor sich auf dem Tisch und den Kuli noch in der Hand.

Als sein Herz aufhörte zu schlagen, lag Ada im Tiefschlaf im Obergeschoss. Der wurde leichter, als es langsam Tag wurde und ihre neue Situation heraufdämmerte. Um acht war sie dann richtig wach und setzte sich auf. Schon bald würde sie Michaels gedämpfte Schritte in der Küche hören, wenn er Milch in einen Krug goss und Kaffee kochte, um ihr beides heraufzubringen. An diesem Tag blieben die Geräusche aus, aber auch das kam vor: Manchmal machte Michael einen Morgenspaziergang zum Fluss, um zuzuschauen, wie die Ruderboote auf dem Wasser vorbeizogen. Am liebsten beobachtete er den Steuermann, der winzig klein zusammengefaltet vorn im Bug lag und dessen Stimme – oder deren Stimme, denn oft war es eine *Steuerfrau* – die Morgenluft durchschnitt.

Ada fand ihre Lesebrille und schüttelte eine zwei Wochen alte Ausgabe der *London Review of Books* aus. Sie las dort weiter, wo sie am Vorabend aufgehört hatte, in Spalte drei eines Artikels über die weiteren Entwicklungen des Arabischen Frühlings. Eine Weile versuchte sie, den Faden wiederaufzunehmen, aber es half nichts, sie musste noch mal ganz von vorne anfangen; sie brachte sogar die Namen der Anführer durcheinander, verstand nicht mehr, wer sich da gegen wen erhob. Irgendwann legte sie die Zeitung weg und kam sich begriffsstutzig vor. Sie schlüpfte in ihren Morgenmantel und ging nach unten. An den Tagen, an denen Michael zum Fluss ging, kochte sie für jeden von ihnen ein Ei. Nach seiner Rückkehr würden sie gemeinsam im Garten essen, mit schweren Decken auf dem Schoß, die sie neben der Hintertür stapelten.

Aber an diesem Morgen war alles anders. Ada betrat die Küche und fand einen sitzenden Michael vor, der weder den Wasser-

kessel aufsetzte noch Kaffeebohnen verschüttete. Seine Stirn ruhte auf dem Holz des Küchentischs – ganz so, als wäre er von einem russischen Spion aus dem Hinterhalt ermordet worden, wie Ada seltsamerweise in diesem Moment dachte. Er rührte sich nicht. Sein Kaffee war noch warm. Ein Herzinfarkt, wie sie später erfahren sollte. Er war auf der Stelle tot gewesen. Mit fünfundsiebzig, jünger als viele, aber auch nicht mehr so jung, dass Ada fand, sich beschweren zu dürfen.

Ada blieb eine Stunde neben seiner Leiche sitzen und rief anschließend ihre Schwester an. Sie staunte, wie sachlich sie blieb. Sie nannte die Fakten, ohne in Tränen auszubrechen. Eve nahm den nächsten Zug nach Oxford. Sie wohnte in Brighton, zusammen mit ihrer Tochter Gwen, die anderthalb Jahre zuvor von ihrem Mann verlassen worden war. Es gab Enkel: Ali und Tom, sechs und sieben, wunderschöne Wesen mit weißblondem Haar. Sie wuchsen wie verrückt, erzählte Eve.

Sie stellte sich als Riesenhilfe heraus: Sie mailte den Behörden von Michaels altem Computer aus, kaufte Schlaftabletten und Brot und gab die Todesanzeige auf. Ada spürte vage, dass sie ihrer Schwester eines Tages dankbar dafür sein würde. Sie mochte Eve, auch wenn sie sich nicht sehr nahestanden: Als Kinder hatten sie unterschiedliche Schulen besucht – Ada hatte es aufs örtliche Gymnasium geschafft, während Eve am Übertritt gescheitert und auf die Gesamtschule gekommen war. Dadurch, dass sich ihre Lebenswege getrennt hatten, hatte die Vertrautheit der Kindheit immer mehr nachgelassen. Früher hatten sie sich so ähnlich gesehen, dass man sie für Zwillinge hielt, und sie verhielten sich auch so, gaben sich als die jeweils andere aus und malten sich die gleichen Muttermale auf die Wange.

»Schon seltsam«, sagte Ada beim Gedenkgottesdienst zu ihrer Schwester.

Michael war so rücksichtsvoll gewesen, in den Semesterferien



zu sterben, sodass es nicht weiter schwer gewesen war, seinen Kollegen Balliol zu bitten, eine Rede zu halten. Es kamen hundert Leute.

»Was ist seltsam?«, fragte Eve, die Ada stützte.

Sie verließen gerade die Kirche und gingen durch Fellow's Garden. Die Sonne schien, und die von den College-Gärtnern gepflegten Blumenbeete leuchteten um die Wette.

»Der Tod«, erwiderte Ada. »Er ist wirklich seltsam.«

Sie hatten fast schon das Buttery Hotel erreicht, als sie ihr Gespräch fortsetzten.

»Seltsam, weil du jeden Moment erwartest, Michael um die Ecke biegen zu sehen?«, fragte Eve behutsam. »Gerade eben war er noch da, und jetzt ...«

»Ich denke schon.« Ada lachte. »Ja, das stimmt, man rechnet jeden Moment damit, ihn zu sehen. Aber ich tue mich auch schwer damit zu begreifen, was ich da gerade verloren habe.«

Beim Gedenkgottesdienst hatte ein Orgelpedal geklemmt und einen Ton aufheulen lassen, der klang wie ein Nebelhorn. Alle waren mitten in »How Great Thou Art« verstummt und zum Organisten herumgefahren. Die paar Kinder in der Kirche hielten sich die Ohren zu und starrten vorwurfsvoll nach oben. Der Ton verklang erst, als der Propst zur Orgel hinaufeilte und auf das betreffende Pedal trat, um es zu befreien.

Michael wäre begeistert von dieser Störung gewesen, da war sich Ada ganz sicher. Er war nicht gläubig, aber in Dublin aufgewachsen und akzeptierte, dass die Religion ihn wie tief liegende Wasseradern durchzog, wie eine dieser verborgenen Quellen unter der Stadt. Es brachte nichts, sich dagegen zu wehren: Wenn er nicht regelmäßig in die Kirche ging, wurde er unruhig. Er sprach seine Gebete, inhalierte den Weihrauch der Kathedralen und kniete auf ihrem Steinboden. Aber neben dieser Zuneigung empfand er auch tiefen Hass, sodass er Bonbons mit in die Messe nahm und

sie bewusst dann aus der Goldfolie wickelte, wenn es gerade besonders leise war. Eine verrücktspielende Orgel war genau die Art von leiser Rebellion, die ihm gefiel. Er hätte es geliebt, auf seiner eigenen Beerdigung so einem Schnitzer beiwohnen zu können.

»Blitzartig fällt es mir immer wieder ein«, sagte Ada. »Wie in dem Moment, als die Orgel kaputtging. Da konnte ich mir seine Reaktion genau vorstellen und wusste eine Sekunde lang wieder, was für ein Mensch er war. Aber ansonsten ...«

Sie zuckte mit den Schultern. Eve drückte ihr die Hand. Ada spürte, wie sich ihr die Nägel der Schwester halbmondförmig in die Handfläche bohrten.

Durch den Rest des Tages glitt Ada wie in ihre eigene Smogwolke gehüllt. Hin und wieder drangen Menschen oder Worte bis zu ihr vor: »Ein wunderbarer Mann«, »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir ...«, »Ein ganz reizender ...« Als sie aufsaß, um die Laute den jeweiligen Mündern zuzuordnen, waren sie längst wieder von der Menge verschluckt worden, und sie hielt ihre Worte vorsichtig in der Hand wie verletzte Vögel.

Doch über eines war sie froh: Dass sie den Weitblick gehabt hatte, die Trauergäste in den im ganzen Land verschickten Einladungen zu bitten, Gelb zu tragen. Die meisten hielten sich daran, aber die Tradition war hartnäckig, und sie trugen ihr Rechnung, indem sie ihre fröhliche Kleidung mit Schwarz kombinierten. Während des Gottesdienstes und auch bei dem trostlosen kleinen Empfang danach glaubte Ada, sich in einer Art Bienenkorb zu befinden, dessen Bienen auf sie zutaumelten, um ihr ihr Beileid ins Ohr zu summen. Auch die Narzissen blühten, und an jede Brust waren Blumen geheftet, deren leuchtende Köpfe in der drückenden Luft bedächtig nickten.

Am Tag nach Michaels Beerdigung fuhr Eve zum Bahnhof. Noch während das Taxi draußen auf sie wartete, fragte sie Ada, ob sie nicht mitkommen und eine Weile bei ihr und ihrer Familie

in Brighton wohnen wolle, umgeben von Trubel und jungen Menschen. Sie habe Platz genug, Ali und Tom bräuchten sowieso ständig Aufmerksamkeit, sodass sie nicht allein bleiben müsse, wenn sie das nicht wolle.

Ada ließ sich ihr Angebot durch den Kopf gehen. Mit neunzehn hatte sie erfahren, dass sie niemals Kinder haben würde, und wenn sie länger mit welchen zusammen war, machte sie das immer noch nervös. Sie wusste nicht, wie sie sich in ihrer Gegenwart verhalten, was sie mit ihren neugierigen Blicken und plötzlichen Bedürfnissen anfangen sollte. Sie mochte Eve, Gwen und die Kinder, merkte aber auch, dass sie Michael viel zu sehr vermisste, um ihr Leben in Oxford, ihr Haus mit den genauestens aufeinander abgestimmten Lampen und Kunstgegenständen aufzugeben. Bisher hatte sie sich noch zusammenreißen können – nicht zuletzt aus Respekt vor Eve und ihrer Zuwendung. Doch jetzt wollte sie sich ihrer Trauer hingeben. Sie bleibe lieber hier, sagte sie, sie müsse jetzt allein noch mal neu anfangen, falls so etwas überhaupt möglich sei. Sie lehnte das Angebot ab.

Eve nickte, küsste die Schwester auf die Wange, strich ihr übers Haar und ging. Bald darauf, als die Kirschzweige knospten, telefonierten sie, bis Ali auf den Schoß ihrer Oma kletterte und das Telefon hinunterfiel. Ada legte auf, noch bevor Eve den Hörer aufheben konnte.



## 4

**ELIZA HATTE SICH** noch nie einfach so aus dem Staub gemacht. Nachdem sie beschlossen hatte, die Bar zu verlassen, während Nat auf dem Klo war, merkte sie plötzlich, wie sehr sie sich dafür hasste, so etwas auch nur in Erwägung zu ziehen. Es wäre peinlich und melodramatisch abzuhaufen, während Nat mal kurz Pipi machte. Also ging sie wieder hinein, setzte sich und schlug die Beine übereinander, als wäre nichts gewesen. Nat kam von der Toilette. Ihr Lippenstift glänzte, und ihr fiel gar nicht auf, dass Elizas Haar feucht war, weil es draußen regnete.

Der Abend endete anders, als Eliza das erwartet hatte. Nat und sie knutschten ein wenig an ihrem Tisch, aber das war nicht die Art Bar, in der man rummachen konnte, weshalb es ihnen bald etwas seltsam vorkam und sie es wieder sein ließen. Eliza gab weitere Drinks aus. Sie hörte damit auf, Nat mit Ruby zu vergleichen, und dachte nicht mehr darüber nach, ob Nat mit in die Swinburne Road kommen würde, geschweige denn an die Konsequenzen. Stattdessen hörte sie Nat aufmerksam zu. Alles, was sie sagte, war interessant, das meiste sogar lustig. Nat studierte im zweiten Jahr Geschichte und stand einer Gruppe vor, die sich für die Abschaffung von Hochschulprüfungen einsetzte. Denn die würden nur »pfaueiteile Denker« bevorzugen, Menschen dazu drillen, unter Druck Höchstleistungen zu bringen. Privilegierte weiße Männer schnitten unter Zeitdruck besser ab als Frauen, so ihr Argument, obwohl sie deutlich weniger wussten. Und trotzdem kamen sie

seit Jahrtausenden damit durch, verdammt noch mal! Sie waren regelrecht besessen von ihren Prüfungen, Schluss damit!

Eliza sah das anders, aber ihr gefiel der Begriff »pfaueneitle Denker«, was sie Nat auch sagte. Daher wiederholten sie ihn abwechselnd laut in verschiedenen Akzenten, lachten und prosteten sich zu.

Danach meinte Nat, sie gehe jetzt lieber mal nach Hause. Eliza war ebenso überrascht wie erleichtert. Sie wartete mit ihr an der Bushaltestelle – nie hätte sie gedacht, dass Nat öffentliche Verkehrsmittel benutzte – und ging dann heim. Es regnete immer noch, aber nicht mehr so schlimm. Sie zog so lange an der Kapuzenkordel ihres Anoraks, bis nur noch ein schmaler Augenschlitz offen war. Darunter blieb sie trocken und warm. Als sie nach Hause kam, waren die Häuser der Swinburne Road in vollkommene Dunkelheit getaucht. Es war zwei Uhr früh und fühlte sich an wie vermutlich überall auf der Welt. Nur im Haus gegenüber, dem mit der Tür, die bei Tag knallgelb leuchtete, schien noch jemand wach zu sein. Im Obergeschoss brannte Licht. Eliza konnte die Umrisse einer Gestalt am Fenster erkennen, trotz der zugezogenen Vorhänge. Sie beobachtete sie kurz vom Bürgersteig aus und fischte dann ihren Schlüssel aus dem Rucksack. Sie schob sich an den Zementsäcken im Vorgarten vorbei und sperrte die Hintertür auf, den einzigen Zugang zum Haus. Sie ging in ihr Zimmer, der Hals kratzig von der staubigen Luft, und rollte sich auf ihrem Bett zusammen.

Als Eliza am nächsten Morgen aufwachte, wusste sie wegen der Plane unter ihr, die raschelte wie eine Chipstüte, zunächst nicht, wo sie war. Ihr Handyakku war alle. Sie brauchte eine Weile, bis ihr einfiel, dass sie das Rad vor dem Cellar stehen gelassen hatte, dem Club, in dem sie Nat kennengelernt hatte. Bilder der vergangenen Nacht blitzten vor ihrem inneren Auge auf, begleitet von der entsprechenden Geräuschkulisse. Sie trug immer noch

ihr Kleid. Sie stand auf und betrachtete sich im Spiegel, lud dann ihr Handy.

Ihre Wimperntusche war verklumpt, aber egal. Sie kippte den Teerest hinunter, der sich noch in einem Becher befand, und zog ihre Nikes an. Das New College, an dem sie studierte, lag eine halbe Stunde zu Fuß entfernt. Wenn sie sich vor ihrem Treffen mit dem Quästor noch einen Kaffee kaufen wollte, musste sie sich beeilen. Sie stopfte sich einen Minimuffin aus der Packung auf der Fensterbank in den Mund und brach auf.

Draußen musterte sie neugierig das Haus gegenüber. Sie wusste nicht, wer dort wohnte. Eliza kannte keinen ihrer Nachbarn, erinnerte sich aber, wie gespenstisch das Haus letzte Nacht mit seinen Schatten gewirkt hatte, mit dem erhellten Zimmer im Obergeschoss und der Gestalt hinter den Vorhängen. Jetzt sah es ganz alltäglich und normal aus. Sie schulterte ihren Rucksack und eilte lustlos Richtung Altstadt.

Zum ersten Mal angeschaut hatte sich Eliza das New College zusammen mit Rich, ihrem Dad, mehrere Monate bevor sie die Zusage erhalten hatte. Sie waren um fünf aufgestanden und mit dem Volvo die A6 runtergebrettert. Elizas Mutter Flora war nicht mitgekommen – Rich und sie hatten nicht mehr viel miteinander zu tun, und das letzte Mal, als Eliza mit ihrer Mutter gesprochen hatte, hatten sie gestritten: Flora hatte erfahren, dass Eliza fünfhundert Pfund bei einem Essay-Wettbewerb gewonnen hatte und etwas davon abhaben wollen. Eliza hatte das nicht eingesehen, und seitdem hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt.

Oxford war ungefähr fünf Stunden mit dem Auto von Carlisle entfernt. Eliza wurde zwar nicht reisekrank, aber reisemüde. Nach mehr als zwanzig Minuten im Auto fühlte sie sich völlig schlapp, als hätte sie Blut gespendet. Rich wollte die ganze Fahrt über reden, bei McDonald's und an Tankstellen einkehren, damit es ein richtiger Ausflug würde. Eliza wusste, dass sie sich das eigentlich

auch wünschen sollte, dass es unheimlich nett von Rich war, sie extra zu fahren, dass Benzin teuer war und er genauso gut den Garten der Kanes hätte fertigstellen können. Trotzdem schaffte sie es einfach nicht, herzlich und gesprächig zu sein, schon gar nicht so früh am Morgen.

»Crash Test Dummies oder Meat Loaf?«, fragte Rich irgendwann und hielt zwei verkratzte CDs hoch, während seine andere Hand auf dem Lenkrad ruhte.

Elisa überlegte. »Dummies, bitte.« Sie schaute aus dem Fenster. Sie fand es deutlich schöner, die Landschaft am Autofenster an sich vorbeiziehen zu lassen, als sich selbst darin aufzuhalten. Sie hielt nach Spaziergängern Ausschau, die durch die Felder streiften: Sie liebte es, sich deren idyllisches Leben auszumalen, ihre alten Kohlenherde und hübschen Hunde, die nach Shakespearefiguren benannt waren.

In Oxford versuchten sie, sich in knapp sechs Stunden fünfzehn Colleges anzusehen. Rich hatte die Schule schon mit sechzehn verlassen und war begeistert, Eliza weniger. Sie wollte zwar auf diese Universität, die Italienischfakultät besaß einen ausgezeichneten Ruf. Wenn sie dort promovierte, konnte sie vielleicht an der Uni Karriere machen. Trotzdem wurde sie den Knoten im Magen nicht los, wenn sie an dieses ganze Oxford-Gewese dachte, an die Parks, die blöden Cellokonzerte, für die überall geworben wurde, an die Säulen und Statuen mit ihren toten Augen und die mit Rudern dekorierten College-Bars. Das Ganze war genau wie in Bath, bloß hundert Mal schlimmer. Rich wollte mit jedem Pförtner plaudern, jede Eiche bewundern und in jedem kitschigen Tearoom in der Altstadt Earl Grey trinken und Scones essen. Er hörte nicht auf, begeistert Elizas Schulter zu drücken, wenn sie unter Torbögen durchgingen und Kirchen besichtigten. Schon bald verschwammen die Colleges und Fakultäten zu einem einzigen großen Scheiterhaufen aus Mahagoni, Geld und honiggelbem Sandstein.



»Wieso bist du nicht aufgeregt?«, fragte Rich immer wieder.  
»Wir sind in Hogwarts! Du *liebst* Hogwarts!«

Er hatte recht, Eliza hatte einen Großteil ihrer Kindheit in Rowlings Schloss verbracht, zugeschaut, wie Ron sich in der Großen Halle mit Spiegelei vollstopfte und Hagrid im Wald auf den Pelz rückte. »Aber das hier ist wie eine Disney-Version von Hogwarts«, setzte sie zu einer Erklärung an. »So als wäre Hogwarts das Original und das die Kopie. Keines der Gebäude wirkt echt. Sogar die Radfahrer sehen aus, als wären sie einem Kostümschinken entsprungen.« Noch während sie das sagte, sauste gerade ein Eddie-Redmayne-Doppelgänger auf einem Hollandrad vorbei, einen Blumenstrauß im Lenkradkorb.

Rich schüttelte grinsend den Kopf. Er versuchte gar nicht erst, sie zu verstehen. Wie anders sein einziges Kind war, hatte sich bereits abgezeichnet, als Eliza vier war, und die Kluft war von Jahr zu Jahr nur noch größer geworden. Er war pragmatisch, optimistisch, robust, Eliza hingegen nachdenklich und verletzlich. Sie neigte zu emotionalen Krisen, aus denen Rich ihr nicht heraushelfen konnte. Als Eliza mit dreizehn ein Stipendium für ein Internat in Surrey bekam, wurde ihm die junge Frau, zu der sie da gerade heranwuchs, noch fremder. In den Ferien kehrte sie vom St. Antonia's heim, und dann kam sie ihm jedes Mal noch rätselhafter, distanzierter und unwilliger vor, ihm zu verraten, welche vornehme Freunde sie hatte, wie die Schule war und ob es nervte, täglich zum Gottesdienst zu müssen. Bald verlor sich ihr Akzent, und eines Weihnachtens zog Rich sie damit auf und sagte, sie rede wie Prinzessin Margaret, woraufhin Eliza den ganzen nächsten Tag kein Wort mehr von sich gab. An einem Elternwochenende im darauffolgenden Schuljahr erfuhr er, dass Eliza wegen ihres Akzents gehänselt wurde: Andere Mädchen versteckten ihre Sachen und zwangen sie, Ausdrücke wie »*ow do*« statt »*how do you do*« und »*butter*« mit U statt mit A zu sagen, wenn sie ihre Habselig-

keiten zurückhaben wollte. Rich versuchte Eliza zu überreden, in den Norden zurückzukommen und an einer nicht so renommierten Schule zu glänzen, den Snobs den Rücken zuzukehren. Doch sie weigerte sich, der Unterricht sei einfach zu gut. Sie wusste, dass ihr Vater sie über alles liebte, dass er stolz auf ihr Anderssein war, auf ihre Zielstrebigkeit und ihren Intellekt. Dass er, wenn er sie anschaute und sich fragte, was um Himmels willen gerade in ihr vorging, innerlich jubelte, an der Zeugung eines so rätselhaften Wesens beteiligt gewesen zu sein.

Als sie nach Oxford fuhren, waren gerade Semesterferien. Die meisten Studenten, denen sie begegneten, waren Bachelorstudenten. Ein paar waren geblieben, um Führungen zu geben oder Fundraising zu machen: Sie wurden dafür bezahlt, ehemalige Absolventen anzurufen und um Spenden zu bitten. Die beste Führung bekamen sie im Trinity College, wo eine irische Studentin namens Saoirse ihnen zehn Minuten lang die Bibliotheken, Musikzimmer und ein paar »Sets« zeigte (Schlafzimmer mit abgeschlossenem Wohnzimmer, wie sie erklärte). Sie schien sich bei ihrer eigenen Führung dermaßen zu langweilen, dass Eliza nicht umhinkam, sie zu bewundern. Die dauerfröhlichen Studenten in College-Uniformen, die vom schnellen WLAN schwärmten, waren irgendwie gruselig.

Nach einem Sandwich vor Radcliffe Camera besuchten sie das New College. Dort machte niemand Führungen, und es wartete auch niemand auf zukünftige Studenten, um ihnen alles zu zeigen, sodass Eliza und Rich das College auf eigene Faust besichtigten. Rich las laut aus einer Broschüre vor, die in der Kirche ausgelegt hatte. Inzwischen nieselte es, der Regen saß ihnen sozusagen im Nacken, und der Rasen in den Innenhöfen glänzte, als wäre jeder Halm einzeln abgeleckt worden.

»New College wurde 1379 von William von Wykeham gegründet«, las Rich unter seinem Schirm vor. »Häufig führt es die Nor-

rington-Tabelle an. Wow, das bedeutet, dass es akademisch spitze ist – genau da gehörst du hin!«

Sie nahmen irgendwelche Treppen. Die Türen waren schwer und alt. Einmal fanden sie sich in einem unverschlossenen Studentenzimmer wieder. Überall lagen Kleider herum, und in einem Terrarium hatte sich eine Schlange zusammengerängt. Rich und Eliza sahen sich gerade neugierig um, als der nur in ein Handtuch gehüllte Bewohner auftauchte. Sein blasser Oberkörper glänzte noch nass vom Duschen. Sie entschuldigten sich und zogen sich ins zweite Geviert zurück, um den Leiter der Italienischen Fakultät am New College zu treffen. Er hieß Davide Baleotti, war um die vierzig und hatte eine jugenhafte schwarze Strubbelfrisur. Er war unter anderem im Kongo aufgewachsen und hatte Kinderlähmung gehabt. Inzwischen ging er am Stock. Baleotti war in der kleinen Welt der italienischen Literatur des 20. Jahrhunderts ein Begriff. Eliza bewunderte ihn sehr, sodass sie hoch nervös war, ihn leibhaftig vor sich zu sehen. Genau wie sie war er ein Riesenfan von Elsa Morante, und wenn Eliza las, wie er Autoren analysierte, die sie in- und auswendig kannte, war ihr, als spazierte sie einen geliebten Waldweg entlang, um plötzlich mitzuerleben, wie die Sonne zwischen den Zweigen hindurchfiel und sämtliche Staubteilchen zum Tanzen brachte.

Baleotti bat sie, auf dem Sofa am Kamin Platz zu nehmen. »Und Sie heißen?«, fragte er und legte den Stock in den Schoß.

»Eliza Fender«, sagte Eliza.

Sie erzählte ihm, dass sie mit seiner Arbeit vertraut sei, dass sie in Bath Italienisch studiert habe und gern im Herbst in Oxford mit ihrer Promotion beginnen würde. Hoffentlich redete sie keinen Blödsinn! Rich rügte sie oft wegen ihres »Millennial-Gequatsches«, außerdem hatten die meisten Italiener Schwierigkeiten mit jedem Akzent nördlich von London.

Aber Baleotti schien sie zu verstehen. In einem gefährlichen